

Die Liebe zum Euro wächst mit der Angst

Schon vor der Französischen Revolution waren die Vorteile einer europäischen Gemeinschaftswährung bekannt

Nach gut zehn Jahren barrierefreien Zahlungsverkehrs in der Eurozone erscheint die Rückkehr zu den alten Währungen wie ein Gespenst, das umgeht in Europa. Plötzlich keimen Erinnerungen an mehrgliedrige Geldbörsen, müffige Wechselstuben und nutzlose Münzhäufchen im Schreibtisch wieder auf. Vor zweihundert Jahren musste man Deutschland dafür nicht einmal verlassen, schon im nächsten Kleinfürstentum konnten andere Geldsorten im Umlauf sein. Kein Wunder, dass ausgerech-

net von hier die Idee einer europäischen Einheitswährung ausging. 1787 bringt das „Niederelbische Historisch-politisch-literarische Magazin“ einen kleinen Aufsatz „Ueber einen in Europa einzuführenden allgemeinen Münzfuß“ des Kieler Geschichtsprofessors Dietrich Hermann Hegewisch. Der Hamburger Ökonom Johann Georg Büsch, Verfasser der berühmten „Abhandlung von dem Geldsumlauf“ (1780), hält den Vorschlag offenbar für so wichtig, dass er ihn 1789 erneut in

seiner periodische „Handlungsbibliothek“ übernimmt. Johann Georg Krünitz druckt den Text nochmals vollständig in seiner „Ökonomisch-technologischen Encyclopädie“ (1805) unter dem Stichwort „Münze und Münzwissenschaft“ ab. In bemerkenswerter Vollständigkeit versammelt der Essay jene Argumente, die auch 1999 bei Einführung des Euro vorgebracht wurden und die sich bis zur heutigen Krise bewährt haben: Außer für Devisenhändler und Falschmünzer („Kip-

per und Wipper“) bedeutet eine Gemeinschaftswährung für Kaufleute und Reisende beträchtliche Zeitersparnis, Erleichterung und Unabhängigkeit von Umrechnungskursen, die damals an den Edelmetallwert der Kurantmünzen gebunden waren. Am wichtigsten ist aber – zwei Jahre vor der Französischen Revolution – die Forderung eines „europäischen Congresses“, der nicht nur den ewigen Frieden, sondern auch einen homogenen Finanzraum sichern könnte. Ebendiese Union steht jetzt trotz gemein-

samer Währung in Gefahr. Die wohlhabenden Staaten fürchten, von den noch höher verschuldeten in den Abgrund gezogen zu werden. In der nach Hans Holbein radierten Totentanzfolge von Wenzel Hollar sieht man ein Gerippe schamlos in die Schätze eines reichen Kaufmanns greifen. Darunter stehen Worte aus dem Lukasevangelium: „Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast?“ ALEXANDER KOŠENINA

Noch vor 50 Jahren würde man eine Idee dieser Art den frommen Wünschen beygezählt haben, die mehr gut gemeint, als ausführbar sind, und einen mehr mit Träumen, als mit der wirklichen Welt beschäftigten Kopf verrathen.

Gegenwärtig scheinen sich unter den europäischen Nationen richtige Begriffe von allem, was ihr wahres Interesse betrifft, hinlänglich verbreitet zu haben, um einem Vorschlag, der auf evidente Wahrheiten gegründet ist, Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Hier sind diese evidenten Wahrheiten: 1) Geld ist nichts anders, als eine Waare. 2) Das Verkehr der Nationen mit einander soll auf alle mögliche Weise erleichtert und befördert werden.

3) So wie nun das Verkehr der Nationen mit einander recht sehr würde erleichtert und befördert werden, wenn sie sich alle einerley Maaßes und Gewichtes bedienen; so würde ebenfalls die Einführung eines allgemeinen Münzfußes vorzüglich viel dazu beytragen können. Wie viel Zeit würde der Kaufmann ersparen, die er jetzt auf die Berechnung des Werths der verschiedenen Münzsorten gegen einander wenden muß?

Wie viel Irrthümer bey Rechnungen würden dadurch verhindert werden?

Die Wechselgeschäfte würden unendlich einfacher seyn, als sie jetzt sind. Auch der Ungeübteste, auch der nicht Kaufmann, der bloß gesunden Menschenverstand besäße, würde dann sich leicht in das Wechselwesen finden können, das jetzt denen, die nicht auf einem Comptoir gleichsam eingeweiht sind, mit heiligem Dunkel umgeben scheint.

Die Agistöre würden freylich bey der Ausführung unsers Vorschlages viel verlieren. Aber das Publicum würde recht viel dabey gewinnen.

Welche Bequemlichkeit würde daraus für diejenigen Reisenden entstehen, deren Sache es eben nicht ist, sich so genaue Kenntnisse von Geldsachen zu erwerben.

Diese Kenntnisse gehören jetzt zu den kaufmännischen Kenntnissen, das ist, zu denen, die nur der Kaufmann Gelegenheit hat, sich durch die Übung vollständig und geläufig zu machen. Diese Kenntnisse aber würden alsdann ganz wegfallen, sie würden aufhören, ein Vorzug des Kaufmanns zu seyn, wenn einerley Münzfuß in ganz Europa eingeführt würde.

Der Edelmann, der Gelehrte, der Künstler, die nach Frankreich, Italien oder England reisen wollten, hätten dann nicht mehr nöthig, irgend einen Bankier zu begrüßen, daß er ihnen ihr Geld in Geld des Landes, wohin sie zu reisen dächten, umsetzen ließen. Jetzt müssen diese Art Reisende es oft als eine große Gefälligkeit ansehen, daß sich ein Bankier findet, der ihnen diesen Dienst erwei-



Der Schatzbildner entgeht dem endgültigen Verlust doch nicht.

Foto Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig

Die Schönheit der Wahrheit

Ein Blatt zum hundertsten Geburtstag von Otto von Simson / Von Richard von Weizsäcker

Die Unesco, der Otto von Simson über lange Jahre hinweg sein unerschöpfliches Wissen, sein vom Charakter bestimmtes Engagement und seine überzeugende Glaubwürdigkeit zur Verfügung gestellt hat, diese Unesco hat es sich international zur Aufgabe gemacht, bedeutende Kulturstädte, die in ihrer Komposition besonders herausragen, zum Erbe der Menschheit zu erklären. Leider kann man diesen wunderbaren Gedanken nicht auf Menschen übertragen. Sonst läge die Versuchung nahe, ihn auf ihn unmittelbar anzuwenden.

Mit Otto von Simson begegnete uns ein tätiges Prisma europäischer Kultur in ihrem umfassenden Sinn. Dabei denke ich an sein ebenso enzyklopädisches wie analytisches Wissen in allen Bereichen der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte, an seine Befähigung zum eigenen Lernen wie zum Lehren, an sein Engagement innerhalb der Kirche, aber auch im ganzen politischen Gemeinwesen, an seine gewinnende und impulsive Herzlichkeit, Beharrlichkeit und Überzeugungskraft, die jede traditionelle Diplomatie in den Bereich des zwar ehrbaren, aber eben doch erlernbaren Handwerks verwies.

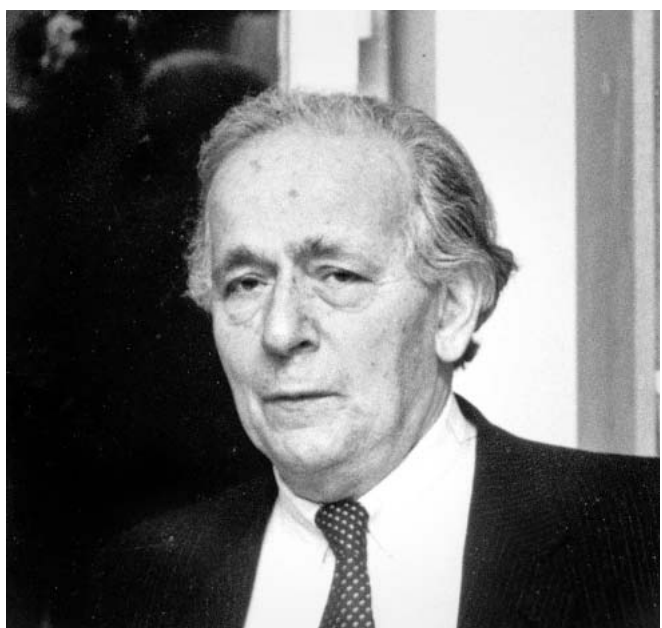
Ich habe es selten erlebt wie bei Otto von Simson, dass sich prägnante Klarheit und gewinnende Offenheit so stark wechselseitig förderten, dass die unmittelbare Folge davon bei den Andersdenkenden die war, jede Meinungsverschiedenheit gern zum Anlass zu nehmen, voller Neugier den Austausch und die Verständigung zu suchen. Wer seiner luziden Sprache lauschte, der spürte etwas von der „lichtvollen Geistigkeit“, mit der Simson das hohe Mittelalter charakterisierte.

Über die gotischen Kathedralen schrieb Simson: „Diese außerordentli-

chen Gebilde verdanken ihre Entstehung der Überzeugung, dass metaphysische Wahrheit im Schönen transparent und manifest werde.“ Simson forschte der Verbindung von Wahrheit und Schönheit nach. Doch das kann nur einer, in dessen eigener Seele es um ebendiese Einheit ging.

Aus meinen Jahren als Bürgermeister in Berlin denke ich voller Dankbarkeit an die immer neuen herausfordernden Ermutigungen durch unseren Jubilair. Jedes der Themen verdient eine vertiefte Würdigung – also etwa die Gründung der Stiftung „Freunde der Schlösser und Gärten“ mit ihren bildenden und materiellen Impulsen in Berlin und in seiner Umgebung, aber auch die ersten Gespräche in der Max-Eyth-Straße über Stadtplanung und Denkmalschutz im Umkreis von Charlottenburger Schloss und Schlossstraße und schließlich: die wunderbare Kraft des Geburtstagskindes, als es darum ging, das „Embarquement pour Cythère“ von Watteau für Berlin zu erhalten. Schon allein durch sein Kühnes Wort, es handele sich hier um das schönste Gemälde der Menschheit im achtzehnten Jahrhundert überhaupt, verließ er allen Zaudern-

den neuen Schwung. Früh musste Simson als Jude aus Deutschland auswandern. Nach 1945 war es sein Wunsch, das „geistige Potential Deutschlands“ nach der „Hitlerzeit“, so hat er das nationalsozialistische Deutschland entgegenkommend genannt, wieder zur Geltung zu bringen und auch wieder neue Verbindungen zu den Ländern im östlichen Europa zu schaffen. Es war auch selbstverständlich für ihn, nach dem Fall der Mauer die Neugründung der Universität Erfurt voranzutreiben. Was für eine einzigartige Lebensleistung. Wir sollten uns an Otto von Simson nicht nur am 17. Juli, seinem hundertsten Geburtstag, erinnern, sondern stets.



Otto von Simson

Foto Bildarchiv Foto Marburg

Hermeneutik der Zukunft

Martin Gessmann sieht eine neue Epochenäsur

Hermeneutik ist die Kunst des Verstehens. Genauer: Aus einem Text herauszukommen, was nicht drinsteht, wie einst Odo Marquard formulierte. Da man nur zu verstehen trachten kann, was schon geschrieben, gemalt, komponiert wurde, bezeichnet die Hermeneutik ein Vergegenwärtigungsverhältnis. Insofern ist sie eine Replik auf unsere Vergänglichkeit. Martin Gessmann versucht, die Perspektive der Deutungskunst auf die Zukunft hin zu öffnen („Zur Zukunft der Hermeneutik“, Wilhelm Fink Verlag, München 2012). Dringlich wird dieser Neubestimmung der Hermeneutik angesichts einer kulturellen, wissenschaftlichen und technischen Zäsur, die Gessmann auszumachen meint. Dieser historische Einschnitt manifestiert sich, so der Autor, in den Medien, der Gegenwartphilosophie, der Kulturkritik und der Theorie der Moderne, also Themenfeldern, die sich ihrerseits in einem radikalen Umbruch befinden.

Die Moderne, so Gessmanns Leitthese, war durch Antagonismen gekennzeichnet, die immer weiter auseinanderstrebten: Politik und Öffentlichkeit, Wissenschaft und Natur, Technik und Mensch, Körper und Geist, analoge und digitale Welt. Diese Dualismen haben Adorno oder Heidegger zu Klagegedichten inspiriert. Das jedoch, so Gessmanns Diagnose, war voreilig. Phänomene wie Facebook und dessen Rolle in der arabischen Revolution, die neuen sozialen Bewegungen, die nachlassende Faszination für Großtechnologien, der Einsatz für nachhaltiges Wirtschaften bis hin zu dem nutzfremden Design der Geräte Apples und die Verabschiedung computerisierter Ansätze in der Hirnforschung zugunsten einer „embodied cognition“ – all das zeige, dass eine Epoche angebrochen ist, die die hergebrachten Dualismen lebensprak-

tisch überwinde und damit zugleich die einschlägige Kritik an der Moderne und ihrer Kultur unterlaufe.

Die Zukunft der Hermeneutik liege in einer Fortschreibung der Deutungsgeschichte hin zu einer vorausdeutenden Stiftung von Einheit. Verständigungsbrüche sollen dabei nicht nachdeutend überspielt, sondern vorausdeutend minimiert werden. Es geht also nicht um die Erstellung von Prognosen, sondern um Sinnstiftung mittels Fortschreibung historischer Kontinuitäten. Dass Gessmann hierfür methodisch so ziemlich alles vereinnahmen möchte, was der Markt an schnittigen Themen hergibt – Gedächtnisforschung, Neurowissenschaft, Erinnerungskultur, Emotionsforschung –, befremdet eher. Wirklich unangenehm ist jedoch der kollektivistische und vereinnahmende Unterton des Unternehmens. Was Gessmann vorzuschweben scheint, ist eine neue hermeneutische Geschichtsphilosophie, in der das Individuelle und Private methodisch zu überwinden und sachlich aufzuheben ist. Es grüßt die schöne neue Welt der Netzgemeinschaft und der Schwarmintelligenz.

Sinndeutung eignet sich aber ausschließlich in den Deutungsversuchen jedes Einzelnen – sei es hinsichtlich seiner Biographie, der Geschichte oder im Erleben von Kunstwerken. Eine Hermeneutik, die mit Hilfe fortschreibender Geschichtsdeutung Sinnstiftung betreiben möchte, übersieht den Ort echten Sinnerlebens, das endliche Individuum, und macht sich zum akademischen Vordenker neukollektivistischer Träumereien. Doch Vorsicht: „Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert“, kalauerte schon Marquard in dem erwähnten Vortrag, „es kommt darauf an, sie zu verschonen.“ grau

Menschenrechte in Jena

Weit weg

Den Vorwurf, Menschenrechte würden instrumentalisiert, fanden die Teilnehmer der Tagung „Toward a New Moral World Order? Menschenrechtspolitik und Völkerrecht seit 1945“ ab. Im „Jena Center Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts“ interessierte, wie es zum „Durchbruch der Menschenrechte als säkularer Glaubenssatz“ kam (Annette Weinke, Jena), welchen Zwecken das Instrument dient, wenn auch rechtsgeschichtliche Darstellungen nur das Gesetzgebungsprozedere statt Akteuren, Motiven und Interessen ausleuchten, anders als noch 1982 der Marxist Hermann Klener mit der Frage, ob Menschenrechte „ein klassenneutraler Jedermannfahrplan zur Freiheit“ oder eine „Trägerrakete für Konterrevolutionsexport“ sind.

Wie Rechte sich eher als Linke mit den Menschenrechten anfreundeten, zeigte Marco Duranti (Sydney) in seinem Vortrag „Europäische Menschenrechtskonvention und konservativer Menschenrechtsdiskurs“. In England überwand man, den „Totalitarismus“ der regierenden Labour-Partei fürchtend, Bedenken (Souveränitätsverlust), um ein Korrektiv und eine Schranke zu bekommen. In Frankreich akzentuierten Vichy-Eliten so die Amnestiediskussion (Menschenrechte für NS-Kollaborateure) und beanspruchten Erziehungsfreiheit gegen den „jakobinischen“ Staat. „Die Konstruktion eines europäischen Menschenrechtsregimes war eine Restauration, keine Revolution“, resümierte Duranti. Lora Wildenthal (Houston) zeigte am Beispiel der frühen Bundesrepublik, wie das Vertriebenenproblem der Menschenrechtsdebatte Schubkraft gab.

Zwar wurden auch in der Sowjetunion mit der Entkolonisierung Menschenrechte ein Thema, wie Stefan Troebst (Leipzig) zeigte, aber noch in der Entkolonisierung spielten sie keine ausdrückliche Rolle, wie Jan Ecke (Freiburg) am Beispiel von Ho Tsch Minh und Franz Fanon, der Blockfreienbewegung und der Panafrikanisten nachwies. Je näher die Unabhängigkeit rückte, desto mehr waren Befreiungsbewegungen bedacht, ihr bevorstehendes Regime nicht selbst zu fesseln.

Erst mit dem Russeltribunal ab 1966, so erläuterte Philipp Gassert (Augsburg), kam die Trendwende. In seiner Eröffnungsrede verwies Jean-Paul Sartre auf den Nürnberger Prozess, der zu einem „permanenten Gerichtshof“ werden müsse. So wurde Nürnberg von der Linken wiederentdeckt. Zwar wurde das Tribunal seinerzeit als skurrile Episode abgetan; die Ansicht, dass in Nürnberg Siegerjustiz stattgefunden hatte, an die sich die rechtssprechenden Siegnationen selbst keineswegs gebunden sahen, war noch vorherrschend. In deutschen Medien gab es Hohn und Spott, und „Newsweek“ schrieb vom „Do-it-yourself-Nürnberg“. Jedoch hatte die zweibändige Veröffentlichung der Tribunalakten in der Taschenbuchreihe rororo-aktuell nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Bewegung der Achtundsechziger.

So wurde der Vortrag „Menschenrechte verteidigen im ‚Roten Jahrzehnt‘“ mit Spannung erwartet. Würde der Referent Dominik Rigoll (Jena) sich damit auseinandersetzen, was Gerd Koenen, Autor des titelgebenden Buchs, autobiographisch über die Pilgerfahrt der Kader des Kommunistischen Bundes Westdeutschlands nach Kambodscha 1979 zu Pol Pot geschrieben hat? Würde er die Pointe reflektieren, dass der Delegationsführer später unter dem Grünen Joschka Fischer Chef des Planungstabs im Auswärtigen Amt wurde, wo 1999 der erste deutsche Menschenrechtskrieg begonnen wurde? Würde es darum gehen, dass undogmatische Spontis genauso wie die den Ostblock als „Sozialfaschismus“ etikettierende maoistische KPD klarsichtig Menschenrechtsverletzungen erkannten, wie bei der Ausbürgerung Wolf Biermanns aus der DDR 1976 deutlich wurde?

Nichts von alledem: Rigoll behandelte den Radikalenerlass, die „Berufsverbote“, die insbesondere aus dem anderen deutschen Staat von der SED angeleitete DKP-Mitglieder trafen, als das zentrale Menschenrechtsthema der siebziger Jahre. Und er schaffte es dabei, Peter Gintold, dessen Tochter als Lehrerin selbst betroffen war, nur als Antifaschisten, der im Exil in der Résistance engagiert war, zu präsentieren, ohne zu erwähnen, dass dieser Kämpfer gegen Berufsverbote (wohlgerneht: nicht die in der DDR) seinerzeit als Vorsitzender der Landesschiedskommissionen der DKP Hessen maßgeblich daran beteiligt war, Eurokommunisten, die mit französischen Kommunisten in der Wertschätzung bürgerlicher Freiheiten liebäugelten, aus der kommunistischen Partei zu werfen. Niemand widersprach, als David Abraham (Miami) den Vortrag des 1975 Geborenen lapidar kommentierte: „There are days when you feel your age.“

Mehr Realismus kehrte zurück, als Franziska Augstein (München) über den Kosovo-Krieg – „als die Menschenrechte schießen lernten“ – mit dem früheren Botschafter Klaus Scharioth (Berlin) stritt. Dieser betonte kühl den Unterschied zu Ruanda („weit weg“) und verwies darauf, dass der Konflikttherd eben in Europa lag und Flüchtlinge nach Deutschland befürchtet wurden. Ein Delegierter der Vereinigten Staaten in einem Ausschuss der Vereinten Nationen habe ihm einmal im Brustton der Überzeugung gesagt, „dass der Kongress natürlich über dem Völkerrecht steht“ – „bei uns“, so Scharioth, „steht das umgekehrt im Grundgesetz“. GÜNTER PLATZDASCH